

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Schulblätter  
**Band:** 4 (1838)  
**Heft:** 7-8

**Artikel:** Beurtheilung vorstehender Abhandlung von Herrn Professor Fäsi  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-865918>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

druck zu bringen. Gleichwohl, fährt Orelli fort, nehme er nicht die erstere Ansicht auf; aber auch nicht die letztere. Er wende gegen die behandelte Frage, ob die Verneinung zur Kopula oder zum Prädikate gehöre, die Gegenfrage, ob jene Frage überhaupt nur mit Recht aufgeworfen werden könne? Das verneinende Urtheil sei ein späteres, (sekundäres), durch Vergleichen, Irrthümer u. veranlaßt, und so könne man die Verneinung als eine Bestimmung ansehen. Durch Zusammenhörigkeit des Zeichens der Trennung mit einem andern Satztheil verliere dieses Zeichen den Charakter des Trennens.

#### Beurtheilung vorstehender Abhandlung von Herrn Professor Fäsi.

Aus dieser Abhandlung ziehe ich nur das aus, worin eine abweichende Ansicht ausgesprochen wird.

Das Wort ist der einzelne, aus (artikulirten?) Tönen bestehende Ausdruck einer Vorstellung. Es ist zu bemerken, daß der Beurtheiler artikulirten mit einem Fragezeichen unter Klammern setzt.

Der Satz ist ein durch Worte ausgedrücktes Urtheil, (kürzer vielleicht, fügt Fäsi bei, ein ausgesprochenes Urtheil) d. h. die (subjektive) Entscheidung über das Verhältniß zweier Begriffe, ob sie sich verbinden lassen oder nicht. Die Bestimmung „durch Worte“ sei überflüssig, weil ein vollgiltiges, eigentliches Urtheil eben nicht anders als durch Worte ausgedrückt werden könne, da Inneres und Aeußeres, Urtheil und Satz, in stetem Wechselbedürfniß stehend, sich wechselseitig begründen und tragen. Daher die Behauptung, daß das gleiche Urtheil in vielen verschiedenen Formen ausgedrückt werden könne, nur mit Beschränkung zugegeben werden dürfe. Kaum zwei verschiedene Ausdrucksarten seien ganz gleichbedeutend.

Statt: Welche der zwei Satzformen ist die wesentliche, welche die außerwesentliche? hätte man vielleicht fragen können: Welche ist die vollständige und deutliche, welche die unvollkommene und mangelhafte?

Wenn der Verfasser sagt, daß das Urtheilen mehr ein Vereintlassen als ein Vereinen von unserer Seite sei, so unterscheide er nicht scharf genug den logischen (subjektiven, gedankenmäßigen) und realen (sachlichen) Inhalt des Urtheils. Die reale Vereinigung sei allerdings in der Natur schon gegeben; aber indem wir urtheilen, bringen wir das Werk der Natur mit unserem Bewußtsein noch einmal in unserer Vorstellung hervor, und so wird die logische Vereinigung der Begriffe unser Werk; diesem entspricht das Satzband. Zwar ist das Urtheil nothwendig nach den Gesetzen des Geistes, aber doch ist es ein freies Werk, was daraus erhellt, daß nicht alle Personen über die gleichen Erscheinungen das gleiche Urtheil fällen. Gerade weil das Bindemittel in der Natur nicht wahrnehmbar ist, ist es die freie eigene That des denkenden und sprechenden Menschen. Die Blume ist schön — heißt eigentlich, da keiner außer seiner Vorstellung heraustreten kann, die Blume ist nach meinem Urtheile schön.

In „diese Glocke ist wohlklingend“ ist nicht das Subjekt, sondern das Prädikat der Zweck und wesentliche Inhalt des Urtheils; erst durch die besondere Eigenschaft (das Prädikat) wird das allgemeine Ding (Subjekt) etwas Wirkliches, und auf die besonderen Eigenschaften fällt somit das Sein, dessen Besonderungen sie sind. (Um die hieraus sich ergebende Folgerung klar auszusprechen, glaube ich im Sinn des Beurtheilers hinzufügen zu dürfen: „Das Sein ist demnach der Grund und die Verwirklichung des Subjekts durch das Prädikat, in dem es das Prädikat an das Subjekt bindet, und dieses eben durch diese Verbindung in die Wirklichkeit erhebt. Dem Sein als einem solchen Band entspricht nothwendig das Satzband.)

Defungeachtet, fährt der Beurtheiler fort, stimme ich in Betreff des Satzbandes mit dem Verfasser darin überein, daß es kein sachlich wesentlicher Bestandtheil des Satzes sei; nur hätte ich gewünscht, er hätte das Satzband entschiedener als Formwort erklärt. Aber es fällt auf, daß der Verfasser (B. 4.) ist gewesen gleich war als bloßes Satzband, also als außerwesentlichen Bestand-

theil des Satzes betrachtet. Daraus folgte, daß „die Blume ist schön“ und „die Blume ist schön gewesen“ wesentlich dasselbe wäre, was gewiß nicht der Fall ist; sonst wäre auch das bejahende und verneinende Urtheil wesentlich dasselbe.

Eben so auffallend (H. 2.) ist, daß *wird* vor *blühen* nicht als bloßes Satzband anerkannt wird, wohl aber vor dem Eigenschaftswort. Das Satzband dürfte am glücklichsten so bestimmt werden: Satzband ist das Zeichen der Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat (Prädikativ) nach dem Urtheile des Sprechenden, also etwas Subjektives. Dem sachlichen Inhalte nach ist es daher kein wesentlicher Bestandtheil des Satzes, aber formell und dem logischen Werthe nach betrachtet, ist es keineswegs außerwesentlich, indem jeder Satz, in welchem es fehlt, an einer formellen Unvollkommenheit und relativen (bezugweisen) Unklarheit leidet, z. B. *nemo malus-felix*; mitgegangen, mitgefangen. Das Satzband ist also in einer logisch ausgebildeten Sprache nothwendig, gleichwie die mannigfaltigen Bindewörter, obgleich auch sie auf den sachlichen Inhalt der Sätze wenig Einfluß haben. Der Begriff des Satzbandes erstreckt sich jedoch nur auf das *Sein*, und dieses ist das Satzband in allen Sätzen. Der Zeitbegriff der Vergangenheit und Zukunft gehört schon zum Prädikat, weil er nicht die logische Verbindung der beiden Begriffe betrifft, sondern zum Sachbestande des zweiten Begriffes allein gehört. *Schon war und wird sein* ist nicht mehr bloßes Satzband, sondern zum Theil, nämlich dem Zeitbegriffe nach, Prädikat. Das eigentliche logische Satzband ist also selten, öfter in den abstrakten Sprachen ausgedrückt. Wo es fehlt, liegt es in einem andern Zeitworte eingewickelt.

Beim ersten Sprachunterrichte unterscheide man nur zwei wesentliche Bestandtheile des Satzes; erst später erkläre man das logische Satzband.

Die Einwendung gegen Bekkers Bestimmung des Satzbandes beruht auf einem kleinen Mißverständnis. Das Satzband ist dasjenige Wort, an welchem die Beziehungsverhältnisse des Prädikats durch Flexion ausgedrückt werden. Hier spricht Bekker

bestimmt von den Beziehungsverhältnissen des Prädikats. — Das Prädikat ist, gegen des Verfassers Ansicht, der Hauptbestandtheil des Satzes, weil eben nur um des Prädikats willen geurtheilt wird. — Wie der Verfasser wird vor Beiwörtern als Satzband erklärt, so hätte er es von seinem Standpunkte aus auch vor den Mittelwörtern als solches erklären sollen. — Richtig folgert der Verfasser, daß haben ein bloßes Satzband sei. (Hier hat der Beurtheiler den Verfasser entweder mißverstanden, indem dieser gerade das Gegentheil behauptet. Man sehe im Original B. 3. Oder es ist ein Druckfehler vorhanden, und es sollte wahrscheinlich heißen: kein bloßes Satzband, statt ein bloßes Satzband.) Was die Verneinung betrifft, so ziehe ich sie entschieden zum Satzband, indem sie das Zeichen der Nichtverbindung ist. Nur durch Nachdruck kam sie zum Prädikat gezogen werden: Titus ist nicht gelehrt. Die verneinende Art des Urtheilens kann ich nicht als eine sekundäre anerkennen; sie ist vielmehr die gleichzeitig gegebene Kehrseite der bejahenden.

Werfen wir einen Rückblick auf die beiden Arbeiten, so müssen wir, nebst der Anerkennung ihrer Güte, doch auch Manches bezeichnen, was beweisen dürfte, daß der Gegenstand nicht allseitig genug betrachtet wurde; daß jener eine Gedanke nicht zum Bewußtsein kam, welcher das Ganze in allen Theilen entscheidet, nichts der Willkür zur Deutung überläßt, keine Sprachform von dem Spiele zufälliger Bildungen ableitet. Es fehlt jener Gedanke, welcher mit einem Lichtschlag Alles in seiner innern Lebensordnung zeigt, und alle Theile durch das eine Ganze erklärt.

Orelli sucht zu beweisen, daß der Satz zwei Haupttheile habe, und doch räumt er auch einem dritten, dem Satzband, wieder eine Stelle ein, indem er sagt — es hafte das Vorhandensein nicht rein und ausschließend an dem Satzbande, welches deswegen kein sehr bedeutsamer Satztheil sei; es seien die Sätze mit dem Zeitwort sein wohl erst nach denen mit Prädikatsverben aufgetreten; um den Dreigliedersatz von dem Zweigliedersatz zu unterscheiden, möge man sein schicklich Kopula nennen. Ohne eigentliche Begründung werden sein und werden vor

Bei- und Hauptwörtern als Satzband erklärt; vor Mittelwörtern aber seien sie ein Theil des Prädikats. Drelli gibt aber diese letztere Behauptung wieder auf, wenn man nur zugestehen wolle, daß ein Unterschied zwischen der Verbindung von sein mit Bei-, und der mit Mittelwörtern Statt finde. Haben erklärt er als zum Prädikat gehörig, weil er findet, daß zwischen diesem Hilfszeitwort und den zwei andern ein ungeheurer Unterschied vorhanden sei. Mögen, sollen u. s. f. seien ebenfalls nicht Satzband, weil sonst in manchen Sätzen zwei Satzbande vorkämen. — Man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß die eigentliche, entscheidende Begründung hier bisweilen mangle, und gerade das zu Begründende an dessen Stelle getreten sei.

Drelli und Fäsi wollen zwei Satzformen, aber in verschiedenem Sinne. Gerade diese Möglichkeit eines verschiedenen Sinnes beweist die Unhaltbarkeit des jenen Satzformen unterlegten Sinnes. Es gibt, wie eine Art zu denken, nur einen Satzgliedbau, und scheinbare Abweichungen sind im Geiste dieses einen zu begreifen. Fäsi unterscheidet den gedankemäßigen und sachlichen Inhalt des Urtheils nicht nur von einander, sondern trennt sie, so daß der logische Satz dreigliedrig, der materiale zweigliedrig wird. Diese Entgegensetzung läßt sich in der Sprache nicht nachweisen. Und wenn nur der dreigliedrige Satz der vollständige und deutliche wäre, so wären alle zweigliedrigen dunkel. Von dem weiß die Sprache wieder nichts. Wenn der Begriff der Vergangenheit und Zukunft zum Prädikat gehören, warum auch nicht der Begriff der Gegenwart, da diese weit sachlicher ist als jene, welche nur Wahrheit haben in Bezug auf die Alles in ihren Kreis ziehende Gegenwart. Auch ist es nicht zu billiger, daß man beim ersten Sprachunterricht nur zwei Bestandtheile des Satzes unterscheide, und erst später den dritten, das nothwendige logische Satzband, kenntlich mache. Zwei oder drei Bestandtheile, nur Eines von Beiden ist wahr; das Wahre muß ohne weiters den Kindern kindlich gelehrt werden. Ein Geist und ein Gesetz herrscht in jeder Entwicklungsstufe. — Fäsi rechnet es dem Drelli mit Recht (in welchem freilich auch wieder ein Unrecht

versteckt liegt,) zum Fehler an, daß er gewesen und geworden als Theile des Satzbandes zur Gegenwartform von sein zieht, und so, da ja das Satzband nach Orelli etwas Außerwesentliches ist, das in gewesen und geworden ausgedrückte Zeitverhältniß als etwas Unwesentliches (ohne es zu wissen,) erklärt. Gleichwohl macht Fäst einen ähnlichen Fehler, indem er die Verneinung dem Satzbande einordnet, und sie also zu einem bloß logischen Bestandtheil des Satzes ohne Sachbedeutung macht. — So schlingt sich Irrweg in Irrweg, mitten durch geht mit leisem Tritte der Gedanke der Wahrheit, welcher jedoch nicht wissenschaftskräftig genug ist, den Satzgliedbau als einen lebendigen, lichtvoll und geordnet zu erzeugen.

## II. Lehre von dem einfachen Satze.

Das allgemeinste Merkmal alles Seienden ist eben das Sein. Das Denken ist eine besondere Art des Seins, und verhält sich zu dem übrigen Sein, wie das Licht zur Materie, wie der Geist zum Körper, wie der Gedanke zum Gedachten. In dieser Gegenübersetzung nenne ich hier das Sein schlechtweg Gegenstand (Sache) des Gedankens. Der Gedanke selber kann Gegenstand des Gedankens, des Denkens werden. — Der Geist erzeugt sein Sein durch die Handlung des Denkens; er ist Geist, indem er das Sein (den Gegenstand) denkt, d. h. es in ein gedachtes Sein umbildet; gerade wie das Licht nur Licht ist, insofern es einen Gegenstand beleuchtet, d. h. ihn in einen leuchtenden Gegenstand umwandelt. Der Gedanke macht den Gegenstand zu einem hellen, lichten, begreiflichen. So lange ich den Gegenstand nicht in einen Gedanken umbilden kann, so lange ist er dunkel für den Geist, dem Licht des Gedankenlebens widerstrebend. In je mehr Entwicklungen des Denkens ich denselben hinüberbilde, desto durchsichtiger und begreiflicher, desto bekannter und heimischer ist er mir. Einen Gegenstand in einen gedachten Gegenstand umschaffen, heißt einen Gedanken bilden. Der gedachte Gegenstand ist der Gedanke; der Gedanke und der Gegenstand sind dieselbig und dennoch unterschieden: jener ist eine höhere Entwicklungsstufe von diesem. Die Beiden sind in der Weise diesselbig und unterschieden, wie jedes der Entwickl-

lung unterworfenen Wesen durch jede höhere Entwicklungsstufe ein anderes wird, und sich von sich selber unterscheidet, ohne daß es aufhörte, diesselbig zu sein. — Um die Wahrheit der Diesselbigkeit des Gedankens und des Gegenstandes, ohne Aufhebung ihres Unterschiedes, deutlicher zu machen, will ich das angezogene Verhältniß zwischen Licht und dem leuchtenden Gegenstande weiter ausspinnen.

Das Licht beleuchtet die Gegenstände der Natur, und bewirkt so, daß die Gegenstände das, was sie bloß für sich sind, auf leuchtende Weise werden; daher die Farben. Was leuchtet aus den Gegenständen? Offenbar nicht die Gegenstände abgesehen vom Lichte, sondern das Licht, womit sie die Sonne beleuchtet. Der Gegenstand leuchtet also, insofern er beleuchtet ist, Licht ist. Das Licht selbst ist folglich der Gegenstand, insofern er leuchtet: ohne Licht kein leuchtender Gegenstand. Desungeachtet wird das Licht nicht zum Gegenstande, und dieser nicht zum Lichte. In der Diesselbigkeit liegt der Unterschied. In dem Unterschiede behauptet sich die Diesselbigkeit. Der Gegenstand, insofern er leuchtet (Licht ist), ist in Beziehung auf sich, wenn er nicht leuchtet, eine höhere Stufe seiner selbst.

Das gleiche Verhältniß findet Statt zwischen dem Gegenstand und dem Gedanken; nur ist es hier noch vollkommener, inniger, wahrer. Das gegenständliche Sein wird im Denken zum gedankenmäßigen Sein, ohne daß es aufhörte, gegenständlich zu sein. Wie aber könnte der Gegenstand anders gedankenmäßig sein, als insofern er der Gedanke, der gedachte Gegenstand selbst ist? Der Gedanke ist der Gegenstand auf gedachte Weise; er ist die Gedankenstufe, zu welcher der Gegenstand erhoben wird.

Mancher Leser, welcher gewöhnt ist, Gedanke und Sache in geradem Widerspruche zu denken, wird an obiger Erklärung vielleicht Anstoß nehmen. Mancher denkt sich das sachliche Sein als das wahre; das gedankenmäßige aber als etwas, das in sich keinen Inhalt und Anhalt, und keine Wahrheit habe. Aber ich gebe diesem zu bedenken, daß der Mensch unter den Geschöpfen doch das edelste Dasein besitze, und wohl nur darum, weil sein Sein das gedankenmäßigste ist. Der unter den Sterblichen ist selbst

wieder der bedeutungsvollste, welcher am umfassendsten, lebendigsten, werthtätigsten denkt. Nehmt von dem Körper den Geist (den Gedanken) weg, von der Natur überhaupt das dem Geist vergleichbare Licht; und der Körper und die ganze Natur verwesen bedeutungslos, ihr innerer Lebensbau ist aufgehoben. Und das darum, weil die schöpferische Kraft weg ist, die Kraft, welche, je edler und göttlicher, desto weniger auf dem Weg der Sinne sich fesseln läßt. Man denke sich einen Gegenstand, welcher durchaus nicht fähig ist, ein gedachter Gegenstand zu werden. Ist es möglich, diesem Gegenstand Bedeutung, Dasein, oder überhaupt Wahrheit zuzuschreiben? Die gedankenmäßige ist die Lebensbauerzeugende (organisirende) Kraft; diese muß als das angesehen werden, als was man sonst das sachliche Sein anzusehen gewöhnt ist, und umgekehrt. (Das entspricht der Christuslehre.) Denken wir weiter, daß der Geist Gottes alle Dinge, sowohl die sachlichen als geistigen, hervorbringt, durch seinen bloßen wollenden Gedanken hervorbringt. Was ist in den Dingen wiederum das Haltende und Inhaltige, das Seiende und Wahre? Der Gedanke Gottes. Und zöge Gott seinen Gedanken (seinen Willen) von dem Dinge ab, so wäre es nicht mehr. Der Mensch mit seinem göttlichen Erkennen, selbst nur ein Gedanke aus Gott, ist und soll gottähnlich werden, indem er das von Gott gedankenmäßig Erschaffene sich aneignet (assimilirt), in seinen Gedanken umbildet, und so in Allem das gedankenmäßige Sein (den Geist), die Wahrheit (Gott) erkennen lernt. — Nach dieser Zwischenrede, welche nur von Ferne (und doch aus der innersten Nähe) zur Sache Beziehung hat, aber dazu dienen soll, aus der Ferne ein desto reineres Licht auf den behandelten Gegenstand zu werfen, ihn in seiner höchsten Bedeutung zu zeigen, um die untergeordnete Bedeutung desto besser zu verstehen — wende ich mich wieder insbesondere zum behandelten Gegenstande.

Da der Gedanke der gedachte Gegenstand selbst ist, so muß er auf gedachte Weise genau das zum Vorschein bringen, was in dem Gegenstande enthalten ist, nicht mehr und nicht weniger. Wenn der Satz ein ausgesprochener (geoffenbarter, dargestellter) Gedanke ist, so wird sein

Gliedbau genau sowohl demjenigen des Gedankens, als auch des Gegenstandes entsprechen, also sachlich und gedankenmäßig (material und logisch) aus gleich viel Theilen bestehen.

Der Gegenstand als solcher hat zwei Hauptglieder, welche sein Dasein ausmachen: das allgemeine Sein und das besondere. Durch sein besonderes Sein unterscheidet der Gegenstand sein allgemeines von dem anderer Gegenstände, macht sich so kenntlich, setzt sich ein Merkmal, eine Eigenschaft, eine Besonderung. Das allgemeine und besondere Sein sind unzertrennlich, zum gleichen Ganzen als Einheit verbunden. Jeder Gegenstand ist, aber er ist immer auf besondere Weise. Wenn man ihm diese besondere Weise zu sein wegnimmt, so hat er auch sein allgemeines Sein verloren, und umgekehrt. Oder wie könnte ein Gegenstand so und so sein, wenn er nicht wäre? Oder wie könnte er sein, wenn er nicht so oder so wäre? Gegenstand und Eigenschaft sind gleichzeitig, kein Theil ist vor oder nach dem andern. Der Gegenstand wird durch die Eigenschaft, und diese durch jenen hervorgebracht. Der Gegenstand besteht also unmittelbar in seinen Eigenschaften (Besonderungen, Merkmalen), und diese unmittelbar in dem Gegenstande. Die Eigenschaft reicht unmittelbar in die ganze Tiefe des Gegenstandes hinein, und der Gegenstand geht ganz in seiner Eigenschaft auf. Die Vermittlung zwischen beiden Theilen ist also eine ursprüngliche und unvermittelte; jedes Dritte als vermittelndes Band würde den Gegenstand und seine Eigenschaft trennen, und das Ganze vernichten.

Demzufolge hat der Satz, indem er von dem Gegenstande ein Merkmal aussagt, zwei Hauptglieder, nicht mehr und nicht weniger: Satzgegenstand und Aussage, entsprechend dem Gegenstande und seinem Merkmale. Ein besonderes Satzband als drittes Glied ist unstatthaft. Wie der Gegenstand und sein Merkmal sich ohne Vermittlung in ihrem innersten Wesen zur Einheit umfassen und verbinden, so sollen die beiden Satzglieder — sachgemäß, unmittelbar, durch sich selbst, sich auf einander beziehen.

Nun fragt es sich, wo muß die Beziehung der Satzglieder auf einander dargebildet werden, am Satzgegenstande, oder an der Aussage, oder an beiden Gliedern zugleich? Schauen wir vorerst auf das darzubildende Sachverhältniß, so finden wir zwar zwischen dem Gegenstand und seiner Eigenschaft ein vollkommenes Gleichheitsverhältniß, da ein Theil sein Dasein vollkommen in dem andern hat. Dann zeigt sich aber weiter, daß der Gegenstand in seinen Eigenschaften nicht anders als räumlich, d. h. gleichzeitig in einer Vielheit von Eigenschaften, und zeitlich, d. h. in sich gegenseitig überwindenden und hervorbringenden Eigenschaften, hervortreten kann. Die gleichzeitigen (räumlichen) Eigenschaften verhalten sich zum Gegenstande als Theile zum Ganzen; die in der Zeitfolge sich enthüllenden als Wechselndes zum Bleibenden.

In dem Gleichheitsverhältniß zwischen Gegenstand und Eigenschaft ist also ein Abhängigkeitsverhältniß begründet, aus welchem ein selbständiger Theil und ein bezogener hervorgehen. Der selbständige Theil ist der Gegenstand als Ganzes und Bleibendes, dargestellt durch den Satzgegenstand; der bezogene ist die Eigenschaft als Theil und Wechselndes, dargestellt durch die Aussage.

Diesem Sachverhältnisse gemäß muß die unmittelbare Beziehung der beiden Satzglieder auf einander — an der Aussage sich hervorbilden. Dieses findet Statt in der Biegung des Ausfagesworts.

Der Satz hat sachgemäß zwei Hauptglieder. Wenn aber die Sache erst gedacht, in gedachtes Sein ausgebildet werden muß, ehe sie als Gedanke in dem Satze dargestellt werden kann; so bleibt zu untersuchen, ob vielleicht der Gedanke, wie gewöhnlich angenommen wird, noch ein drittes Glied in sich, als dem geistigen Lebensbau (Organismus) der Sache, entwickle oder nicht. Wäre das Erstere der Fall, so müßte der vollkommene Satz, als unmittelbare Darbildung des Gedankens, auch dieses dritte Glied durch ein besonderes Satzglied vertreten.

Wir wissen schon, daß der Gedanke die gedachte Sache selbst ist. Entwickelt sich bei dem Uebergange der Sache auf die Stufe, wo sie gedachte Sache wird, ein neuer Theil des Ganzen? Nein, der Gliedbau der Sache ist

auf jeder Entwicklungsstufe die Vollendung dessen, was die Sache ist; stets ist die Sache fähig, sich als Gegenstand mit einer Eigenschaft zu erweisen. Mehr kann das vollkommenste Ding nicht aus sich entwickeln, als, ein mit Eigenschaften versehenen Gegenstand zu sein. Diesem Gesetze kann sich auch der Gedanke nicht entziehen; auch er unterliegt dem Gesetze des Seins; er ist das sich bewußte gegenständliche Sein. Er unterscheidet in sich, genau der Sache entsprechend, einen selbständigen und bezogenen Begriff, das gedankenmäßige Sein des Gegenstandes und seiner Eigenschaft. Wie Gegenstand und Eigenschaft ohne Vermittlung in, mit und durch einander sind, so der selbständige und bezogene Begriff. Die beiden Begriffe entwickeln sich ursprünglich als einig; in dieser ursprünglichen Einigkeit, im Augenblicke, wie sie im Auge des Geistes auftaucht, entstehen die Begriffe, einer wurzelnd in dem andern, sich unterscheidend als Glieder des Gedankens. Jeder von Beiden wird erst durch den andern, ohne Vermittlung (ohne Band); keiner ist vor oder nach dem andern.

Oder was sollte ein selbständiger Begriff sein, ohne einen gleichzeitig auf ihn bezogenen? Wenn ich von einem Gegenstande kein mit ihm einiges Merkmal denken kann, so kenne ich von ihm nicht das Geringste; er ist überhaupt für mein Denken, für mein Begriffsleben nicht da. Kein Sachband, kein Gedankenband — also auch kein Sazband. Auch Fäst sagt, daß wir in dem Gedanken das Werk der Natur noch einmal hervorbringen; aber, fügt er hinzu, die gedankenmäßige Vereinigung des selbständigen und bezüglichen Begriffes sei unser Werk, und diesem entspreche das Sazband. Allerdings ist die Vereinigung dieser Begriffe das Werk des Geistes. Vereinigung ist aber nicht der rechte Name dieses Werkes, sondern Umbildung, Höherbildung des Naturwerkes. In dieser Umbildung besteht eben die Erzeugung des Gedankens, welcher, wie er wird, ganz wird, in sich begreifend seine Theile. Man vergesse nur nicht, daß die zwei Theile (Glieder, Pole) des Ganzen nur durch gegenseitige Erzeugung entstehen; daher immer beide zugleich als ein in sich einiges Ganzes da sind. Die Zweiheit bildet sich in

und aus der Einheit, nicht umgekehrt. Werden in dem Gedanken zwei Gedankenlieder unterschieden, so beweist das gerade die unvermittelte, ursprüngliche Einheit derselben, indem man durch die Unterscheidung an den Tag legt, daß das Verschiedene nur durch seine Wechselseitigkeit erkannt wird. — Der selbständige Begriff ist nur erkennbar durch und in dem bezogenen und umgekehrt: das Sein des Einen liegt durchaus in dem Sein des Andern. Will man dennoch ein Gedankenband, so ist es der Geist, welcher die Glieder des Gedankens zu einem Gedanken zusammenschließt, weil er es ist, der mit freier Gotteskraft denselben als einen hervorbringt. Schöpferkraft ist der eigentliche Name des Bandes. Der Geist aber, mit seiner schöpferischen Gotteskraft, tritt nicht selbst hervor; er, der Alles hervorbringende und zusammenhaltende, erscheint nur in seinen Schöpfungen, den Gedanken; er selber — ist, aber — zeigt sich nicht. — Nach keinem Bande der Begriffe muß man fragen; man frage nach dem innern, selbsteigenen Leben des Geistes, welcher den Gedanken lebendig erzeugt. Die Begriffe sind kein todttes, herumliegendes Material, welches, zur Maschine verbunden, Leben erzeugt. Leben stammt aus Leben!

Eine andere Einwendung ist folgende: „Der Gedanke ist zwar nothwendig nach den Gesetzen (Leben) des Geistes, doch ist er ein freies Werk, was daraus erhellt, daß nicht alle Personen über die gleichen Erscheinungen das gleiche Urtheil fällen. Gerade weil das Bindemittel in der Natur nicht wahrnehmbar ist, ist es die eigene, freie That des denkenden und sprechenden Menschen. Die Blume ist schön heißt eigentlich, die Blume ist nach meinem Urtheile schön.“

Warum ist das Urtheil der Menschen verschieden über die gleiche Erscheinung? Weil jeder Mensch eine besondere, eigenthümliche Darbildung des in allen Menschen gleichen Menschengeistes ist, folglich zu allen Erscheinungen ein eigenthümliches Verhältniß hat, welches in dem Gedanken zum bewußten, in der Sprache zum dargestellten Sein gelangt. Dieses eigenthümliche Verhältniß des Einzelmenschen zu den verschiedenen Erscheinungen ist einerseits in dem Menschen selbst, in dem Umfang und

Grade seiner Bildung, anderseits auch zugleich in der Erscheinung gegründet. Jenes erkennt man daraus, daß dieser Mensch ein anderes Urtheil fällt über die gleiche Sache als ein anderer; dieses, daß die Erscheinung den Menschen zwingt, ein anderes Urtheil über sie zu fällen, als über jede andere Erscheinung. Da nun sowohl die persönliche Eigenthümlichkeit des urtheilenden Menschen als auch die beurtheilte Erscheinung ein wirkliches Sein für sich, und ein wirkliches Verhältniß zu einander haben; so ist auch das Urtheil, als Ausdruck dieses Verhältnisses, ein wirkliches, folglich ein solches, in welchem der selbständige und bezogene Begriff ursprünglich Eines sind, welches Eine, wie ich es erzeuge, mein wirkliches (gegenwärtiges) Dasein ausmacht. Es wurzelt in mir, ich wurzle in ihm — Beide in einander — unvermittelt. Die Verschiedenheit der Urtheile verschiedener Menschen über die gleiche Sache beweist also nichts für ein Satzband, sondern bestätigt die Ansicht, daß die Zweifelt des gedachten Seins die reinste Folge seiner Einheit ist, daß der Gedanke, ohne unwahr zu werden, in unzähligen Besonderungen und nach unzähligen Entwicklungsstufen sich entfaltet, daß die Wahrheit, als allliebende Erzeugerin des geistigen und leiblichen Lebens, keine Besonderung und keine Stufe von sich ausschließt, sondern alles Sein ewig bejaht.

Wenn die Natur zwischen dem allgemeinen und besondern Sein, zwischen dem Gegenstand und seiner Eigenschaft keines Bindemittels bedarf, warum sollte der Geist ein solches hervorbringen, er, welcher nichts anders als die (zu Gott) erhöhte Natur selbst ist? Er, welcher Alles nur lebendig (gliedbaulich, organisch innig) hervorbringt? Die Blume ist schön heißt freilich — schön nach meinem Urtheile; nach meinem Denken, Leben Genießen schön, also wirklich schön; meine Seele fühlt die Schönheit der Blume, erlebt, genießt sie. Oder gibt es eine andere Schönheit als die, welche es nach dem Urtheile der Einzelmenschen ist? Das Urtheil über die Schönheit findet stets seine Wahrheit in der Seele des Urtheilenden. Wollte man einwenden, aber es sei nur wahr in Beziehung auf den, welcher urtheilt, nicht aber

darum für die andern Menschen, und deswegen enthalte das Urtheil eigentlich keine Wahrheit, indem diese allgemein und unbezogen sei: so dürfte man auf gleiche Weise behaupten, die Blume, welche dieses Jahr in meinem Garten blüht, sei keine wahre Blume; denn das Sein sei allgemein, unbeschränkt in Zeit und Raum; meine Blume aber blühe nur in meinem Garten und nur dieses Jahr. Wir sehen ein, daß alles allgemeine Sein des Wahren gerade nur in den Besonderungen liegt.

Der Mensch kann nicht aus seinen Vorstellungen heraus — durch diese Bemerkung will Fäst das Satzband noch fester begründen. Aber gerade diese Wahrheit, mit dem bisher Gesagten übereinstimmend, macht jedes Satzband unstatthaft; denn sie beweist, daß das besondere Sein (die Vorstellung) von dem allgemeinen Sein des Menschen sich nicht trennen lasse. Das nicht Getrennte braucht der Verbindung nicht. Aus seiner Vorstellung heraustreten hieße — sich vernichten, sich wieder mit ihr verbinden hieße — nicht etwa sich verbinden, sondern — sich auf's Neue erschaffen.

Endlich, belauschen wir den Geist, um zu erfahren, welche Ansicht er beim Gedankenbilden verfolge. Der Geist sucht stets ein ihm Aeußeres genau als das, was es ist, sich zu verinnern, zum Gedanken zu entwickeln. Diese Absicht begleitet den Geist selbst dann, wenn er den Gedanken zum Gegenstand des Denkens macht. Der Geist will nirgends verbinden, sondern das unmittelbar Gebundene als solches gedankenmäßig erzeugen. Weder der sachliche noch der gedankenmäßige Inhalt des Gedankens gestattet ein Satzband.

Wir müssen nun nothwendig behaupten, daß die Sprache kein Satzband enthalte, indem sie, als Darstellung der in Gedanken umgebildeten Sache, auch die Darstellung des Geseges ist, welches durch die sachliche und geistige Natur durchgeht. Der Satz hat demnach nur zwei Hauptglieder: den Satzgegenstand und die Aussage.

Weiter oben ist bewiesen worden, es verhalte sich das besondere Sein zum allgemeinen, wie in Untergeordnetes

(Abhängiges) zum Uebergeordneten; es stelle sich demnach das allgemeine Sein in dem Gedanken als selbständiger, das besondere als bezogener Begriff dar. Die unmittelbar auf einander bezogenen Begriffe erscheinen in dem Satze als Satzgegenstand und Aussage, die Letztere mit der Biegung, als Bezeichnung der unmittelbaren Beziehung zwischen beiden Gedanken- (Satz-) Gliedern. Die unmittelbare Beziehung der beiden Gedankenglieder gelangt zur Darbildung in der Biegung der Aussage.

Das allgemeine Sein und der selbständige Begriff sind in dem besondern Sein und bezogenenen Begriff auf besondere Weise. Diese schließt jede andere Weise des Seins von sich aus. Das Sein ist aber auf jede Weise, daher gibt es viele Arten des Seins. Die Aussage hat den selbständigen Begriff des allgemeinen Seins auf jede Art der besondern Weise darzubilden: daher die Rede- oder Aussageweisen.

Das Sein fällt in die Zeit und ist mit ihr diesselbig. Die Zeit ist somit auch auf allgemeine und besondere Weise. Die allgemeine Zeit vergeht nicht und kommt nicht; sie ist die ewige Gegenwart. Ihre Besonderungen heißen Zeiten. Die Zeiten haben ihr Sein in der allgemeinen Zeit, d. h. in der Gegenwart, und auch nur in dieser finden sie ihre wahre Erklärung. Die Aussage ist auch die Darbildung der Zeitverhältnisse des Seins.

Das in einer bestimmten Zeit besonderte Sein kommt der Person, welche es denkt, auch sachlich zu; oder sie denkt es nur, es gehört aber sachlich der angesprochenen oder besprochenen Person. Daher das Personenverhältniß, welches sich wiederum nach der Zahl besondert. Die Aussage ist endlich auch die Darbildung des Personen- und Zeitverhältnisses.

Alle in der Aussage darzustellenden Verhältnisse des Seins machen zusammen den Vollbegriff der Aussage aus. Dieser Begriff entsteht zwar durch seine Verhältnisse des Seins, aber er gebiert sie in sich selbst — lebendig, gliedbaulich, Theile seiner selbst. — Wir wollen nun einige Aussageformen in Rücksicht des Seins und der Zeit

näher betrachten, weil vorzüglich bald das Sein, bald die Zeit von dem Begriff der Aussage sind getrennt worden.

Aussageformen.

Gott ist, Gott ist gewesen, Gott wird sein (seiend).

Daß hier das allgemeine Sein als allgemeines, und zwar nach Zeitverhältnissen, besondert ist, sieht Jeder ein. Daß ist, ist gewesen, wird sein, die Aussagen des Satzes seien, bestreitet gewiß Niemand; folglich eben so wenig, daß ist und gewesen, wird und sein, Glieder des einen Aussagebegriffes bilden, weswegen sie auch unwiederstehlich in einander überstreben als Organe eines Lebens.

Wie viele Wörter auch gebraucht werden mögen, um das Sein des Satzgegenstandes vollständig auszusprechen; so sind sie doch weiter nichts, als Glieder der einen Aussage.

Karl ist in der Schule, nicht auf dem Felde.

Ich glaube nicht, daß Jemand behauptete, es sei ist hier nicht Aussage, etwa, weil man nicht urtheile über das Sein Karls, sondern über den Umstand in der Schule. — Man unterscheide die Aussage wohl von dem Worte, auf welches Satzweck und Nachdruck fallen. Sollte der Nachdruck, wie es fast bei Drelli den Anschein hat, die Aussage bezeichnen, so müßte man nicht selten Zuschreibungen, Ergänzungen, Umstände, Verhältnißwörter, wenn sie Satzweck, und folglich im Nachdrucke sind, als Aussagen erklären.

Die Glocke ist wohlklingend.

Sollte vielleicht in diesem Falle ist nicht mehr Aussage sein, weil nicht auf ihm, dem allgemeinen, sondern auf dem besondern Sein, wohlklingend, der Nachdruck ruht? Wie oben ein Umstand der Zweck des Gedankens war, so ist es hier das besondere Sein; aber weder da noch dort hört ist auf, entweder volle Aussage, oder Glied derselben zu sein. — Es ist auffallend, daß man sich hat durch den Nachdruck über die Aussage täuschen lassen, während Niemand sich begeben ließ, den Satzgegenstand in irgend einem Falle zu verkennen, ungeachtet er nicht selten der nachdruckloseste Theil des Satzes ist. Das mag

daher kommen, weil die Aussage oft aus mehreren Wörtern besteht, während der Satzgegenstand ein einfacheres Aussehen hat; obgleich auch er aus mehreren Wörtern bestehen kann, welche aber dann in ein Wort sich zusammenschließen.

Der Obstgarten ist verkauft.

Man betrachte den Satz als das, was er ist, als einen Gliedbau, dessen Theile einander voraussetzen, wie die Theile in dem Gliedbaue des Leibes. Der ganze Bau steht da, als ein Erkanntes, Vorausgesetztes; nur einen Theil, oft den unbedeutendsten, unterwerfen wir zur gleichen Zeit einer besondern Betrachtung: da handeln wir von dem Nervenbau, dort legen wir den Ton auf ein Umstandswort. Dadurch werden die übrigen Theile des Satzes und des Leibes nicht verneint, sondern vielmehr als anerkannt vorausgesetzt.

Das Hilfszeitwort bewährt sich als Aussagewort über jeden Zweifel in der Vergleichung folgender Sätze:

Er scheint nicht bloß gut, sondern er ist gut.

Wer will hier behaupten, scheint und ist seien nicht die gleichen Satztheile, und zwar die Aussage? Diese Wörter bleiben, was sie sind, gewiß auch in den folgenden Sätzen, ungeachtet des verlorren Nachdrucks:

Er scheint edelsinnig zu sein und nicht engherzig.

Er ist edelsinnig und nicht engherzig.

Bezweifelt man den Aussagebegriff des Seins, dann tritt es mit dem Nachdruck hervor, welchen es sonst gerne der Besonderung zugestehet, ohne deswegen sein Mitrecht aufzugeben.

Ist er denn ein so treuer Freund?

Ja, er ist's.

Hat die Sprache das allgemeine und besondere Sein in einem Worte dargebildet, dann hebt sich, im Falle des Zweifels, das Zeichen des allgemeinen aus dem des besondern Seins empor, und macht sich als begründendes und Sicherheit gewährendes Element des Aussagebegriffs geltend.

Napoleon starb.

Ist das wohl wahr?

Ja, ja, er ist gestorben.

Nun kommen wir zu den Aussageformen, wo in einem Worte das allgemeine und besondere Sein des Satzgegenstandes sich darbildet, wo das allgemeine Sein in dem besondern allein sich offenbart.

Der Mensch denkt.

Daß der Begriff des Seins in seiner Allgemeinheit und Besonderung in denkt enthalten ist, ergibt sich augenfällig daraus, daß die Sprachlehrer denkt = ist denkend setzen. Diese Auflösung ist gleichwohl nicht sprachgemäß, hat aber für die Wissenschaft in so ferne Werth, als eine Sache durch ihr Gegentheil erweislich ist. Gesezt jedoch, man wollte ist denkend gelten lassen und ist als Satzband annehmen, in dem Sinne, daß, nach Fäsi, die Gegenwartform von sein in Verbindung mit entsprechenden Mittelwörtern alle Zeiten hervorbrächte; so würde sich die Kraftlosigkeit der Wissenschaft, gegenüber der unüberwindlichen Wahrheit, bald verrathen.

Er denkt = er ist denkend;

Er hat gedacht = er ist ein denkend gewesener;

Er wird denken = er ist ein denkend werdender.

Aber: Er dachte = ?

Er hatte gedacht = ?

Hier zeigt es sich, daß dem Sprachgeiste Gedanken- und Bildnerkräfte zu Gebote stunden, in Folge deren er Aussag-Begriff und Formen schuf, die durchaus keine Auflösung in ein vermeintliches Satzband und die eigentliche Aussage zulassen.

Es laufen das allgemeine und besondere Sein (in Begriffen und Wörtern) in einander über, unwiderstehlich, wie Mittelpunkt und Umkreis, um das ihnen inwohnende, ganze, ungetrennte Dasein zu erzeugen und nachzubilden.

Endlich gesezt, die Biegungssilben des Ausfageworts seien die mit ihm allmählig verwachsenen Formen von sein; so ist das ein Beweis für das Bestreben des denkenden Geistes, die Sprachdarstellung des Gedachten, in welchem allgemeines und besonderes Sein Eines sind, so treu als möglich, das Nachbild dem Vorbild so ähnlich als möglich, zu machen. Das sind die vollkommensten Aussageformen, welche in einem Worte alle Aussageverhältnisse

darstellen. In dieser Rücksicht ist die deutsche Sprache nicht die vorzüglichste. Alle Zeiten und Redeweisen gibt die griechische Sprache in einem Ausdruck; weniger vollendet ist hierin die lateinische; die französische hat im Futur und Conditionel noch Vorzüge vor der deutschen. Der bezeichnete Vorzug ist bei der griechischen Sprache desto beweiskräftiger für den Begriff der Aussage, da sie gewiß das Satzband nicht vergessen hätte, sie, die durch ihre Zeitformen, Redeweisen und Partikeln die freien Gedankenunterschiede, die begleitenden Gefühle, die zartesten Gliederungen und Gegensätze so meisterhaft darzubilden wußte. Freilich kann sie auch einige Zeiten in sein und das Mittelwort umschreiben, aber keineswegs, um ein Satzband zu bilden, um den Satzbau zu vervollständigen; sondern weil gerade diese Ausdrucksweise nothwendig ist, um die gedachte Sache darzustellen.

Wollen, mögen u. s. f. sind vollständige Aussagewörter und nicht bloß helfende, wie es sein, werden und haben bisweilen sind. Die helfenden Aussagewörter verbinden sich nur mit der Mittelwortsform (der allgemeinen Beziehungsform); während die übrigen Aussagewörter, wie wollen u. s. f., die beziehungslose Dingform zu sich nehmen, welche den Dingwörtern entspricht, die nach einem Aussagewort als bloße Ergänzung dienen. Man vergesse nicht, daß das Sein der Aussage in dem Sein des Satzgegenstandes enthalten sein muß; die Ergänzung liegt außer ihm, und bedarf folglich keiner Beziehung auf dasselbe.

Ich bin gekommen.

Er wird kommen (d). (Nach Heer — im vorigen Hefte.)

Er wird getadelt.

Du hast gesungen.

Hingegen: Er will kommen; d. h. er ist wollend, aber nicht kommend; sein Wollen bezieht sich auf das außer seinem Sein liegende Kommen, ähnlich dem „Er will Brot.“

Die Verneinung.

Wenn es kein Satzband gibt, so kann die Verneinung nicht zum Satzbande, sondern nur zur Aussage gehören. Es

ist jedoch falsch, wenn man sie diesfalls als eine nähere Bestimmung betrachtet. Die nähere Bestimmung dient dazu, den Ausgabebegriff vollkommener darzustellen. Die Verneinung bestimmt die Aussage nicht im Mindesten, sondern hebt sie auf, und macht sie dadurch jeder Bestimmung unfähig.

Er will; er will nicht.

Die verneinende Aussage bezeichnet das an sich immer bejahte Sein durch sein Gegentheil, die Verneinung. Dies Gegentheil ist die Gränze des besondern Seins. Wenn uns in unsern Verhältnissen nicht sowohl an dem besondern Sein, als an dessen Begränzung gelegen ist; oder, wenn wir das besondere Sein nicht kennen, wohl aber die Begränzung desselben, d. h. das, was es nicht ist: dann wird die Begränzung des Seins (die Verneinung der Bejahung) hervorgehoben, d. h. das Sein wird auf verneinende Weise bezeichnet. — Der Nicht-Wollende will auch; er will — etwas Anderes, als wir wünschen: durch dieses Wollen setzt er sein Nicht-Wollen.

Da die Verneinung mit der Aussage nichts Anders ist, als eine besondere Ausgabeweise des in sich bejahten Seins, wie z. B. die abhängige und bedingende Redeart ꝛc. auch besondere Ausgabeweisen sind, ohne daß dadurch, weder da noch dort, die geringste nähere Bestimmung in den einfachen Ausgabebegriff gebracht würde, (ausgenommen natürlich die, welche in der Ausgabeform selbst liegt): so kann der einfache Satz eine verneinte Aussage haben, ohne daß er deswegen aufhört, einfach zu sein. Die Verneinung kann auch dem Satzgegenstande des einfachen Satzes zukommen.

Daß die verneinte Aussage Zeichen eines einfachen Ausgabebegriffs ist, erkennt man auch daraus, daß keiner ihrer Theile einer nähern Bestimmung fähig, ohne daß dadurch der Ausgabebegriff aufgehoben würde; wohl aber sind beide Theile als Eines und Ganzes derselben fähig.

Er arbeitet nicht.

Man versuche arbeitet oder nicht durch absichtlich zu bestimmen, und jedes Mal wird der Begriff der Aussage zerstört.

Er arbeitet absichtlich (nicht — kann nicht mehr bestehen.)

Er arbeitet absichtlich nicht. (Nicht wird hier unverhinderlich Verneinung des Absichtlich.)

Hingegen auf beide Ausfagetheile als Ganzes bezogen kann man sagen :

Er arbeitet absichtlich nicht, d. h. er arbeitet nicht, und das Nicht-Arbeiten geschieht absichtlich.

Wer weiß, wie es fast ein unüberwindliches Bedürfnis der Lehrenden ist, das, was sie lehren sollen, als ein durchaus Klares, Entschiedenes, in sich Bestimmtes vorerst im eigenen Bewußtsein auszubilden; wer ferner weiß, wie erst dadurch die Lehrweise wahr, einfach und faßlich werden kann, und welcher Segen daraus für die Lernenden erwächst: der wird mir gerne den Wunsch lassen, durch diesen Aufsatz die Saklehre, wenn auch nur um wenig, der Entscheidung näher geführt zu haben.

### Baseler Traktätlein.

Die Fluth der Jugendschriften wird immer größer. Die vielen Fabrikarbeiten dieser Art erzeugen eine immer größere Lesewuth, und diese begünstigt wiederum jene, daß sie wie Pilze emporstehen. Unter den unzähligen Jugendschriften, die wir kennen, sind nur wenige ihres Namens werth; nur wenige sind der Jugend wahrhaft nützlich. Ich bin zwar kein Freund der Censur; aber wenn je eine solche zu billigen wäre, so möchte sie zuvörderst ihr schneidiges Schwert gegen diesen Krebschaden einer ernstern, gediegenen Bildung wenden. \*) Unter die Zahl der erbärmlichsten Machwerke gehören auch fast alle nachstehenden Schriften, die wir ihres frömmelnden Tones wegen nicht besser, denn als Baseler Traktätlein bezeichnen können.

\*) Ich verweise die Leser auf den unten folgenden Bericht über die 4te Schulsynode des Kt. Zürich, worin dieser Gegenstand sehr gut erörtert ist.